

Die Schweiz – Modell oder Sonderfall der Ökumene?

Ökumene ist ein zentrales Feld der Bewährung des Dialogs. Was aus den Hoffnungen des konziliaren Prozesses vor 10 Jahren wurde, wird im Folgenden am Beispiel der Schweiz konkretisiert.

Dabei zeigt sich die unauflösbare Spannung von Dialog und Zeugnis.

● Es war im Jahr 1989. Dreifaltigkeitssonntag. Ein strahlender Tag. Auf dem Münsterplatz in Basel wird der Abschluss der ersten Europäischen Ökumenischen Versammlung gefeiert. «Frieden in Gerechtigkeit für die ganze Schöpfung» war das Thema, mit dem sich die Teilnehmenden auf Einladung der Konferenz Europäischer Kirchen und des Rates der Bischofskonferenzen Europas eine Woche lang in Gottesdiensten, Vorträgen, Hearings, Podiumsdiskussionen und Workshops befasst hatten. Was für die distanzierten Beobachter vielleicht als eine gekonnt inszenierte Show erschien, wurde für die Mitfeiernden zu einem Erlebnis voller Hoffnung und Freude: Ökumene aus eigener Erfahrung; als Aufbruch zu ungeahnten Möglichkeiten kirchlichen Zusammenseins im vielfarbigem Spektrum des Regenbogens. Ökumene als Grenzüberschreitung und Weggemeinschaft, als Stimmen- und Sprachengewirr, das sich mächtig-drängend im Gebet »Komm, Heiliger Geist«

zum Himmel emporschwingt. Ein Fest, das den Ernst des Augenblicks nicht vergessen ließ. Europa stand vor einem Umbruch: Frieden in Gerechtigkeit war auch der politische Wille zu einer neuen Freiheit. In der starken Präsenz von Gläubigen aus der DDR wurde die verändernde Kraft spürbar. »Mit meinem Gott überspringe ich Mauern« (Ps 18,30). Tatsächlich fiel im November 1989 die Berliner Mauer. Eine neue Ära der Begegnung und des Dialogs zwischen Ost und West im gemeinsamen europäischen Haus konnte beginnen. Ökumene im günstigen Augenblick politischer Möglichkeiten: »Gerechtigkeit und Friede umarmen sich« (Ps 85,1).

Wirklich? Das Friedensbäumchen, das während der Abschlussfeier gepflanzt wurde, hat nur einen Tag gelebt: es wurde angezündet und verbrannte bis zur Wurzel – ein Symbol für die frühzeitig zerstörten Hoffnungen?

Ökumene: Verpflichtung und Aufbruch

● Auf lokaler Ebene leben viele Initiativen weiter. Wer aber erinnert sich noch daran, dass kaum ein Jahr später in Seoul (6.-12. März 1990) eine «Weltversammlung für Gerechtigkeit, Frie-

den und Bewahrung der Schöpfung» stattfand? Zweifellos gingen von der vierfachen Selbstverpflichtung (Einsatz für eine gerechte Wirtschaftsordnung, für Sicherheit aller Staaten und Menschen und für eine Kultur der Gewaltfreiheit, bewahrender Umgang mit Leben und Erdatmosphäre, Abschaffung von Rassismus und Diskriminierung) wesentliche Impulse in das Handeln der christlichen Kirchen ein. In den jüngsten römisch-katholischen Dokumenten zum Ökumenismus wird die konkrete Zusammenarbeit der Kirchen als «dynamischer Weg zur Einheit» gewürdigt, es werden aber auch die Grenzen dieser Zusammenarbeit markiert.

Damit ist ein Spannungsfeld angesprochen, das die ökumenische Bewegung seit ihren Anfängen bestimmt. In den breiten Strom der ökumenischen Suche nach der sichtbaren Gestalt der Kirche fließen verschiedene Bäche zusammen: der missionarische Impuls für eine weltweite Evangelisierung, das theologische Anliegen einer Überwindung doktrinärer Gegensätze, das praktische Streben zur Schaffung menschenwürdiger Verhältnisse im sozialen Leben und zur Festigung des Friedens. Der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) ist als umfassender Integrationsprozess dieser dreifachen Suche entstanden und trägt im eigenen Selbstverständnis die Spannung zwischen diesen Grundimpulsen aus. Dies trat bei den großen Versammlungen von Canberra (1991) und Santiago de Compostela (1993) deutlich zu Tage.

Vielfach war in den letzten Jahren die Rede von einer »ökumenischen Eiszeit«. Aber war das Ende der achtziger und der Anfang der neunziger Jahre nicht eher eine ökumenisch hektische Zeit? Da waren die großen Versammlungen im Rahmen des ÖRK, das »Direktorium zur Ausführung der Prinzipien und Normen über den Ökumenismus« (1993) und die Enzyklika »Ut unum sint« (1995) auf römisch-katholischer Sei-

te, zahlreiche Dokumente wachsender Übereinstimmung aufgrund interkonfessioneller Gespräche: mit dem Reformierten Weltbund über die Kirche, mit dem Lutherischen Weltbund über Rechtfertigung, mit den altorientalischen Kirchen über Christologie, mit der anglikanischen Kirche über die Kirche als Gemeinschaft. Die Einsicht setzt sich durch, dass die verbleibenden Unterschiede in der theologischen Lehre keinen Grund für die gegenseitige Verurteilung abgeben können.

All dies aber kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich die Situation seit Basel 1989 weltpolitisch wie kirchlich geändert hat. Die Euphorie über die errungene Freiheit ist der Ernüchterung und Enttäuschung gewichen. Auf

**»das ökumenische Anliegen,
das allen Krisen
zum Trotz weiterlebt und
Früchte trägt«**

kirchlichem Gebiet scheint die Situation merkwürdig zwiespältig: Wie kann angesichts der weitreichenden Konsensdokumente der Eindruck entstehen, in der ökumenischen Bewegung bewege sich kaum etwas? Nicht nur die gewandelte politische Situation und die ungeklärte ekklesiologische Identität des ÖRK lassen den Eindruck einer Krise entstehen. Auch die mangelnde Rezeption der Konsensdokumente zwischen den Kirchen spielt eine Rolle und ist vielleicht selber Anzeichen eines tiefer liegenden Unbehagens.

Ist das Hoffnungsbäumchen von Basel wirklich vernichtet? Ein aufmerksamer Gärtner hat aus den verkohlten Wurzeln einen neuen Trieb gezüchtet, der seine Zweige auf dem Münsterplatz unbekümmert zum Himmel streckt. Ein Bild für das ökumenische Anliegen, das allen Krisen zum Trotz weiterlebt und Früchte trägt?

Basel 1989 war ein einmaliges Ereignis. Mit einem Wort von Franz Rosenzweig könnte man sagen: »Im großen Augenblick liegt eine Verpflichtung, nicht zu neuen großen Augenblicken

»das Große im Kleinen zu bestätigen«

– das wäre frivol –, sondern dazu, dass die kleinen Augenblicke, die dann folgen, die großen nicht verleugnen, sondern in ihrer Weise, also ruhig in »kleiner Weise«, bewähren.« Es käme darauf an, »die Erinnerung des großen Augenblicks durch die kleinen hindurchzutragen und das Große im Kleinen zu bestätigen.« 1997 luden die Konferenz Europäischer Kirchen und der Rat der Bischofskonferenzen Europas zur Zweiten Europäischen Ökumenischen Versammlung zum Thema »Versöhnung – Gabe Gottes und Quelle neuen Lebens« nach Graz ein.

Gelebte Einheit – Konfessionelle Verschiedenheit

● Basel 1989 und die Präsenz des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf prägen ohne Zweifel bis auf die Ebene der Gemeinden die ökumenische Situation in der Schweiz. Die praktisch gelebte Ökumene in der Diakonie ist selbstverständlich und das von katholischen Jugendverbänden einst initiierte Hilfswerk »Fastenopfer der Schweizer Katholiken« ist zu einem Forum des ökumenischen Miteinander auch für die reformierte und christkatholische Kirche der Schweiz geworden (und heißt nun »Fastenopfer / Brot für alle / Partner sein«). Auch im liturgischen Bereich sind ökumenische Gottesdienste am eidgenössischen Dank-, Buß- und Betttag im September feste Tradition, ebenso ökumenische Trauungen. Zusammenarbeit zwischen den Kir-

chen gibt es weiters im Bereich der Erwachsenenbildung und in einzelnen Formen der Spezialseelsorge.

1994 erschien die *Ökumenische Kirchengeschichte der Schweiz* (im Auftrag eines Arbeitskreises herausgegeben von Lukas Vischer, Lukas Schenker und Rudolf Dellsperger). Gemischte Gesprächskommissionen (evangelisch-reformiert/katholisch; orthodox/katholisch) begleiten das ökumenische Geschehen und beraten ihre jeweilige Kirchenleitung. Regelmäßig finden Gespräche zwischen der Schweizerischen Bischofskonferenz und dem Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund statt. Eine breit abgestützte Konsultation zur wirtschaftlichen und sozialen Zukunft der Schweiz wurde von beiden Kirchenleitungen initiiert. Die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der Schweiz wurde jüngst vom Zentralausschuss des Ökumenischen Rates der Kirchen als assoziierter Rat aufgenommen.

Aber diese erfreuliche Zusammenarbeit zwischen den Kirchen kann dennoch nicht über die schmerzhaften Erfahrungen realer Konfessionsverschiedenheit (Differenzen im Amts-, Sakraments- und Kirchenverständnis) hinwegtäuschen, die im Gespräch mit den Kirchen der Reformation spürbar werden. Die »Naherwartung« einer bald verwirklichten sichtbaren Einheit zwischen den Kirchen ist der nüchternen Einsicht gewichen, dass es zu unterscheiden gilt zwischen der berechtigten Vielfalt kirchlicher Traditionen, die aufgrund kultureller Unterschiede

»bezeugen, was wir wirklich glauben«

entstanden sind und die der einen Kirche Jesu Christi eine konkrete Gestalt verleihen, und der konfessionellen Verschiedenheit, die aus einer echten Spaltung hervorgeht und einen Versöh-

nungsprozess erfordert. Voraussetzung der Unterscheidung der Geister ist je neu ein Dialog in der Wahrheit, in dem wir bezeugen, was wir wirklich glauben, wo unsere Hoffnung verankert ist und worauf unsere Liebe zielt.

Die Schweiz sieht sich gern als »Sonderfall«, entstanden aus dem Willen, die vielfältigen Verschiedenheiten (sprachlich, kulturell, konfessionell) im Hinblick auf ein gemeinsames Interesse zu fördern. Ein recht starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit verbindet sich mit einem ausgeprägten Respekt vor der Partikularität der einzelnen Personen, Gruppen und politischen Gebilde. Die Hochschätzung der Vielfalt führt nicht

*»Es ist eben nicht leicht,
die eigene Ausnahme zu sein.«*

selten zur prinzipiellen Skepsis gegenüber der Einheit. Paradoxerweise besteht daher die Schwierigkeit des Schweizer »Modells« darin, dass es sich schwer tut, das Andere als Anderes zu akzeptieren – etwa in der Europa- und Ausländerpolitik – und es nicht als Bedrohung der eigenen Identität zu sehen. Es ist eben nicht leicht, die eigene »Ausnahme« zu sein, ohne der überheblichen Illusion zu verfallen, der Selbstwiderspruch sei die Regel.

Der ökumenische Dialog leidet in der Schweiz daran, dass in relativ gut funktionierenden Strukturen das volkscirchliche Bewusstsein schwindet und unter der fortschreitenden interkonfessionellen Durchmischung die Gleichgültigkeit gegenüber konfessionellen Unterschieden zunimmt. Belastend ist das Fehlen eines verbindlichen dogmatischen Bekenntnisses auf reformierter und der Verlust moralischer Glaubwürdigkeit auf katholischer Seite sowie die mangelnde Rezeption des real erreichten ökumenischen Konsenses.

Theologie im Dienst der Ökumene

● Eine theologische Begleitung des ökumenischen Prozesses ist angesichts seiner Vieldeutigkeit und Gefährdung durch Gleichgültigkeit umso wichtiger. Seit 1964 besteht an der Universität Fribourg (am Schnittpunkt zwischen französisch- und deutschsprachiger Schweiz) das Institut für Ökumenische Studien, das vom Dominikaner Heinrich Stirnimann gegründet wurde. Die Mitglieder seines Direktoriums beteiligen sich am ökumenischen Geschehen in zahlreichen Kommissionen und stehen im Dialog mit den Christkatholiken, den reformierten, anglikanischen und orthodoxen Kirchen. Das Institut verantwortet ein breites Angebot an Lehrveranstaltungen, verfügt über eine eigene Bibliothek und zahlreiche Zeitschriften und gibt die Buchreihe »Ökumenische Beihefte« heraus. Exkursionen und Studienreisen sowie ein wissenschaftlicher Austausch mit theologischen Fakultäten orthodoxer Tradition (Minsk/Weißrussland, Sofia/Bulgarien) binden die Studien an die konkrete Erfahrung und den gelebten Dialog. In Zusammenarbeit mit dem Institut für Höhere Studien in orthodoxer Theologie (Chambésy/Genf) und der protestantisch-theologischen Fakultät der Universität Genf bietet das Institut für Ökumenische Studien in Fribourg ein Spezialisierungszeugnis in orthodoxer Theologie an.

Die ökumenische Zusammenarbeit der französischsprachigen theologischen Fakultäten im Bereich der Nachdiplombildung (»troisième cycle«) ist bereits selbstverständliche Tradition. In diesem Jahr riefen die Luzerner Kirchen gemeinsam eine Arbeitsstelle ins Leben, die den ökumenischen Dialog für die Gemeinden anregen soll und der Theologischen Fakultät Luzern angegliedert ist.

Der lange Weg zur Mitte

● Das zweite Bäumchen von Basel ist nicht verdorrt. Der ökumenische Dialog bleibt die unumkehrbar übernommene Verpflichtung, anzuerkennen, dass die anderen Kirchen nicht einfach Abfallprodukte historischer Dissense, sondern vom Geist Gottes benutzte Mittel des Heils für ihre Mitglieder sind. Er verlangt nach ständiger Erneuerung auch und vor allem im gemeinsamen Gebet als Ausdruck einer Weggemeinschaft. Das Gebet als Seele der ökumenischen Erneuerung und der Dialog als »das Herz der ökumenischen Zusammenarbeit« (Direktorium, 172) münden in den Auftrag, Zeugnis für eine befreiende Wahrheit (Joh 8,32) abzulegen in einer Welt, die der Wahrheitsfrage gegenüber

»Rettung von Humanität im Tun des Gerechten unter den Menschen«

gleichgültig, müde und resigniert geworden ist. Darum hat Ökumene bei ihrer beharrlichen dialogischen Suche nach Wahrheit vielleicht an erster Stelle mit der Rettung von Humanität zu tun und mit dem Mut, die eigene Endlichkeit anzuerkennen im »Tun des Gerechten unter den Menschen« (D. Bonhoeffer). Zeichen dafür ist das gemeinsame Martyrologium der christlichen Kirchen: »Diese Heiligen kommen aus allen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften, die ihnen den Eintritt in die Heilsgemeinschaft eröffnet haben« (Ut unum sint, 84).